

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 22 (2015)
Heft: 245

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Land der vielen Gesichter

Reist man durch Schottland, trifft man, neben den immer noch zahlreichen «Yes»-Botschaften an allen möglichen und unmöglichen Orten, auf eine unglaubliche Vielfalt an Sinnesindrücken und Erlebnissen. Beginnend bei den Highlands oberhalb von Glasgow und Edinburgh mit ihren moorigen Hügeln und weichen Kanten. Im Frühjahr sind sie erst braun und gelb, dann hellgrün und letztlich satt. Im Sommer erstrahlen in rosa von der Blüte der Heather (Heidekraut), und wenn es Herbst wird, werden sie rot, vom Bracken (Adlerfarn), der oberflächlich abstirbt, um dann wieder ins Braune und Gelbe überzugehen. Und im Winter, da schneit es manchmal. Dann sieht man all die Rothirsche. Unglaublich. Auf einer Fahrt durch die Cairngorms, einer Berggruppe im Norden, haben wir sie (ungelogen) zu Hunderten beobachtet.

Die Nähe der Tierwelt ist in Schottland beinahe greifbar. Kaum macht man einen Schritt vor die Haustüre, sieht man sie: Rothirsche, Fasane, Birkhühner (Black Grouse), Falken, Fischadler (Osprey), Steinadler (Golden Eagle) und viele mehr. Der Fasan ist nicht einheimisch, wurde aber zu Jagdzwecken ausgesetzt und hat sich wunderbar vermehrt. Im Frühjahr scheint er besonders oft Strassen aufzusuchen, denn zu dieser Zeit sieht man ihn hier (überraschend oft) lebend. Interessant zudem: Auf einer Insel im Loch Lomond, einem See, gibt es eine Population von Wallabys (gehören zur Familie der Kängurus). Erstaunlich.

Die nordwestlichen Highlands ums Loch Assynt bieten eine ganz eigene Landschaft. Berge treten hier, ausgeschliffen von den Gletschern der letzten Eiszeit, surreal und grotesk zu Tage. Mit ihren skurrilen Formen stechen sie wie Mahnmale aus der Landschaft. Die Highlands gehen in dieser Region in eine teilweise mondähnliche Landschaft über, mit Geröllfeldern, von Flechten durchsetzten Birkenwäldchen, hügelig und mit kleinen Seen, die dunkel glänzen. Und Schafen. Die sind überall.

Die raue Westküste mit ihren Felsformationen und den Sandstränden, die ins Türkise übergehen können, sind

besonders reizvoll, wenn es stürmt. Ich habe einen Herbststurm auf Skye erlebt. Der Wind peitschte die meterhohen Wellen gegen das Land, blies mich beinahe von den Beinen. Diese Urkraft, direkt aus den Weiten des Atlantiks, unbändig und faszinierend zugleich, lässt das eigene Dasein kleiner erscheinen. Hinterlässt eine reinigende Wirkung. Nach der Strandwanderung zieht man sich zurück, in einen alten Ledersessel an einem Feuer. Trinkt einen Schluck Whisky, torfig-rauchig, und sinniert.

Die Küsten bieten neben wilden Stürmen aber auch sehr viel Fischerromantik. Die kleinen Häfen mit ihren schmucken Booten, umsäumt von farbigen Häuschen. Ganz Verwegene pflanzen gar Palmen an. Und die wachsen meist auch ganz gut, das Klima ist dank des Golfstroms sehr ausgeglichen in Schottland. In diesen Dörfchen findet man mit etwas Glück sehr gute Restaurants, die frischen Seafood servieren. Einmal verspeiste ich zum Beispiel «locally hand dived Scallops», von Hand gesammelte und ertauchte Jakobsmuscheln. Von der Bucht nebenan, einfach grossartig.

Die Wälder Schottlands

Wenig mit Wildheit und Naturschönheit gemein haben die exzessiven Waldplantagen. Das ganze Land ist damit überzogen. Gerade noch ein mickriges Prozent der alten Caledonian Woodlands, die Wälder der Granny Scots Pine («Grossmutter Waldföhre», wächst in der Schweiz v.a. im Pfywald im Wallis), stehen noch. Es ist imposant: Von den Lowlands über alle Nationalpärke, von Skye bis in die nördlichsten Highlands, was man bestimmt vorfindet, sind Waldplantagen. In Reih und Glied, ganz eng gepflanzt, häufig mit Windschäden, da die Bäume, dünn und lang wie sie sind, schnell einknicken. Das Holz wird grösstenteils exportiert und zu Papier verarbeitet. Man versteht es nicht. Die Forestry Commission, Hauptverantwortliche und über die Zeit zur grössten Landbesitzerin in Schottland aufgestiegen, versucht seit einiger Zeit natürliche Wälder zu fördern. Ganz einfach ist das nicht, ge-



rade auch wegen der unglaublich grossen Anzahl von Hirschen. Die Wälder müssen eingezäunt und Jäger eingestellt werden. Auf natürliche Weise kann sich ein Wald sonst kaum mehr etablieren.

Land der Geschichten

Schottland ist ein Land mit tausend und einer (düsteren) Geschichte. Von Burgen, Schlachtfeldern, Königen, Prinzessinnen, Heeren, echten Männern und vielen Bauernopfern (Stichwort: Highland clearings). Helden wurden geboren, Schlachten wurden geschlagen, Clan gegen Clan, Schotten gegen Schotten (und Engländer). Denn, das muss man wissen, die schottischen Clans haben sich Jahrhunderte bekämpft bis aufs Blut. Deshalb sind sie ja letzten Endes den Engländern in die Hände gefallen.

Doch man findet nicht nur Burgen und Schlachtfelder. Übers ganze Land verteilt lassen sich Relikte aus prähistorischer Zeit finden. Seltsam stehende Steine, im Kreis angeordnet auf einem englischen Rasen (wohl unterhalten von Schafen). Grabhügel, die sich wie die Pocken aus dem Land erheben, Fundstätten aus neolithischer Zeit. Alles Mögliche. Ein faszinierendes Fleckchen Erde.

Tradition hat auch das sogenannte Storytelling – da trifft man sich in einer Bar und erzählt einander Geschichten, die zumindest einen wahren Kern haben sollten. Es gibt noch heute wahre Meister dieses Genres. Es lässt sich ebenfalls gut mit Whisky und Feuer kombinieren.

Eigener Kaffee im Gepäck

Dieses Land eignet sich wunderbar fürs Mountainbiken. Für Wanderer gilt: Man darf überall durchlaufen und wild campieren. Mitnehmen sollte man eine Karte und ein GPS (oder Kompass). Denn hier kann man sich verlaufen, gerade weil viele Wege nur schlecht erkennbar sind und das Wetter schnell wechseln kann. Und auch wenn die Berge wie der Gä-

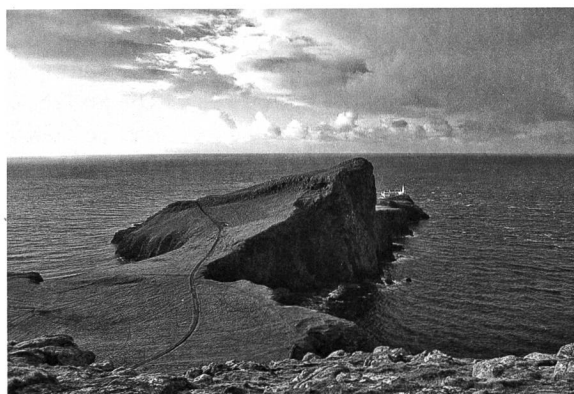
bris wirken, sie sind nicht wie unsere Hügel. Hat man mal einen erklimmt, merkt man schnell weshalb: Es windet meist sehr stark, man kühlt schnell aus, da nützt auch der obligatorische Dram Whisky nichts. Dazu ist gutes Schuhwerk Pflicht (keine Trekkingschuhe): Schottland ist ein riesengrosses Moor. Was man nicht tun muss: den viel gerühmten West Highland Way absolvieren. Der ist so überlaufen wie der Alpstein am Wochenende. Und zum Abschluss: Bring deinen eigenen Kaffee mit, wenn du kannst. Denn wenn sie auch so tun, als hätten sie Kaffeehäuser mit fantastischen Kaffeemaschinen, ist es nicht das Geld wert. Keine Ahnung weshalb. Oder halte dich an Tee.

Thomas Kreienbühl-Rovina, 1983, studiert seit Oktober 2014 Aquatic System Science in Glasgow. Er schätzt die Stadt für ihre Herzlichkeit und ihr vielfältiges kulturelles Angebot.

Bilder: Carmen Kreienbühl-Rovina

Bildlegenden (v.l.n.r.):

- 1 Ein junger Rothirsch.
- 2 Eine Ruine am Loch Assynt. Auch hier haben sich die Clans bekämpft.
- 3 Skye nach dem Sturm. In der Ferne ist das Neist Point Lighthouse erkennbar.
- 4 Der Fischerhafen von Dunbar.



Vorarlberg Lechts und rinks



«Wir sind Asyl»-Plakat in Alberschwende: Das passt nicht allen. Bild: vindex.or.at

Ernst Jandls zum geflügelten Wort gewordene Gedichtzeilen «lechts und rinks kann man nicht verwechtern. werch ein illtum!» kommen einem wieder einmal in den Sinn, wenn man aktuelle Geschehnisse in Vorarlberg betrachtet. Ein Politiker stolpert über eine sieben Jahre alte Dummheit, eine «Pegida» erweist sich als ein Häuflein Neonazis, Besoffene erklären, sie wollten nicht Asylbewerber, sondern Asylgeber verprügeln, ein Pfarrer beruft sich auf Hitler. Doch der Reihe nach:

Der Hohenemser FPÖ-Politiker Dieter Egger verlor die Stichwahl gegen den bisherigen ÖVP-Bürgermeister nicht zuletzt deshalb, weil vor allem seitens der Grünen gegen ihn ins Feld geführt wurde, dass er 2008 den Leiter des Jüdischen Museums in Hohenems einen «Exil-Juden aus Amerika in seinem hochsubventionierten Museum» genannt hatte. Ich habe damals die Vermutung ausgesprochen, dass es sich bei dieser Formulierung um Eggers unbeholfene Ausführung eines opportunistischen Tipps der Schweizer Agentur «Goal» gehandelt habe, von der auch Blochers SVP-Propaganda mit Ratten und schwarzen Schafen stammte. Egger entschuldigte sich nie, sondern erklärte, mit «Amerika» habe er sich einfach nur geirrt, «Exil-Jude» sei kein Schimpfwort und das Museum doch tatsächlich subventioniert – was solle an alledem antisemitisch sein? Diese Naivität nehme ich ihm zwar nicht ab, aber für einen Antisemiten halte ich ihn auch nicht. Und Hohenems hätte ein Bürgermeisterwechsel gut getan.

Eine «Pegida» führte eine Kundgebung in Bregenz durch. Im Vorfeld wurde zu Recht behauptet, dass der Name geklaut worden sei und es sich bei den Veranstaltern um ein bekanntes Netzwerk von regionalen Rechtsradikalen handle. Der Sicherheitslandesrat rief österreichweit 500 Polizisten zusammen, die sich dann zwischen ungefähr 70 Rechte – von denen sich die FPÖ ausdrücklich distanziert hatte – und weit über 1000 rot-grüne Gegendemonstranten stellten. Krawall gab es nur im halb-privaten Bereich: Da der Kornmarktplatz gesperrt worden war und seine Kultureinrichtungen (Museum, KUB) aus Angst vor Schäden geschlossen hielten, geriet ein der ÖVP angehöriger Gastwirt über seinen Einkommensverlust derart in Rage, dass er die beiden Hauptinitiatoren

der Gegendemonstration in einem Aushang an seinem Restaurant sehr persönlich beschimpfte und bedrohte, was zu einer öffentlichen Auseinandersetzung führte, die aber zuletzt auch mit seiner Entschuldigung und Spenden an Einrichtungen für Kinder und Jugendliche endete.

Mehrere betrunkene junge Männer rissen nachts in Alberschwende «Wir sind Asyl»-Plakate ab und wurden dabei von Vertretern dieser Initiative gestellt. Die sich anbahnende Schlägerei wurde von «Neutralen» verhindert, deshalb kehrten die Randalierer später zur Asylunterkunft zurück und schlugen dort unter anderem eine Fensterscheibe ein. Nach ihrer Ausforschung erklärten sie, sie hätten nicht die syrischen Asylanten, sondern jene Männer, mit denen sie in Streit geraten waren, verprügeln wollen. Das ist im Bregenzwald übrigens nicht ganz unglaubwürdig.

Für ein Possenspiel sorgte wieder einmal der 85-jährige Pfarrer von St.Gallenkirch, Eberhard Amann, indem er im Pfarrblatt «gegen die Absicht der Neomarxisten (68er Revolution, Marcuse)» anscrieb, denen es «um die Schleifung des Bollwerkes: die sakramentale unauflösliche Einehe» gehe. Das beste Argument des Klerikers für den Zölibat im Pfarrblatt-Artikel: «In *Mein Kampf* nimmt Hitler den Cölibat zum Vorbild. Er heirate nicht, weil er wie die Priester für ihre Pfarrgemeinde so auch er ganz nur für das deutsche Volk da sein will.» Der keineswegs demente, aber als harmloser Spinner seit Jahrzehnten bekannte Priester ist nun wegen des Verdachts der Wiederbetätigung angezeigt worden. Er wies darauf hin, dass er sich selbst aus einem Beitrag zu seinem 40-jährigen Priesterjubiläum zitiert habe und diese Sätze damals, also vor 20 Jahren, unbeanstandet geblieben seien. Zur Bitte, das Gespräch mit seiner Arbeitgeberin, der Diözese Feldkirch, zu suchen, erklärte er, er lasse sich nicht gerne bevormunden.

Dazu fällt mir nun auch nichts mehr ein.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

Thurgau Bussen-Bilanz: Mann beisst Hund

Es schrieb Justizdirektor Claudius Graf-Schelling (SP) auf Facebook zur Bilanz der Kantonspolizei Thurgau 2014: «Das freut mich als politisch Verantwortlicher (...): Rückgang bei den Straftaten, höhere Aufklärungsquote, Erfolge bei der Bekämpfung der Einbruchskriminalität, weniger Schwerverletzte und Todesopfer auf den Strassen.» – Kommentar eines Likers: «Leider berichten die Medien nicht darüber.» Das stimmt... nicht ganz. Berichtet wurde, nur der Aufreger war ein anderer.

Nämlich der: «Kantonspolizei Thurgau verteilt zu wenig Bussen», titelte die «Thurgauer Zeitung» (TZ) einen Frontaufmacher im März 2015 vorwurfsvoll. Im Innenteil als Überschrift ein Zitat des Polizeikommandanten: «Wir sind keine Bussenpolizei» – was im Kontext rechtfertigend wirkt. Völlig klar, dass diese überraschende Umkehr der News die Schlagzeilen dominierte. «Mann beisst Hund» statt «Hund beisst Mann» ist der Knaller. Lernt man schon in der «Journischule».

Die Kantonspolizei wertet die Mindereinnahmen von 10,2 statt 11,4 Millionen Franken bei den Ordnungsbussen bei vergleichbarer Anzahl Geschwindigkeitsmessungen als Erfolg und gutes Zeugnis für die Verkehrsteilnehmenden. Aber darf die Polizei das, weniger Cash machen? Immerhin fliessen die Einnahmen nicht zweckgebunden in den allgemeinen Staatshaushalt, so auch in die Kultur. Die TZ interessierte sich also bei der Geschäftsprüfungs- und Finanzkommission des Grossen Rates dafür. «Es stelle sich die Frage, ob Geschwindigkeitskontrollen für die Einnahmenoptimierung eingesetzt werden dürfen», hiess es da. (Natürlich nicht.) Es sei richtig, dass die Polizei die Busseneinnahmen «nicht einfach hochschraube». Und: «Diese Budgetunterschreitung ist akzeptabel.»

Akzeptabel. Glück gehabt! Alles andere hätte wieder ein schönes Geschrei gegeben. Die Thurgauer ACS-Sektion etwa wäre subito in den Keller gestiegen, um der 2007 wie 2008 total rohrkrepiererten Kampagne «Wir lassen uns nicht länger kriminalisieren» neues Leben einzuhauchen. Sie wollte damals fortan nicht hinnehmen, «wie der Staat den Autofahrern das Geld mit immer perfideren Kontrollen aus der Tasche zieht». Alle Stammtisch-Polterer hätten diesmal sofort unterschrieben. Oder die Nationsratswahlen im Herbst: Ein politisches Bussendiktat wäre möglicherweise für die SVP Anlass gewesen, ihr pensioniertes Urgestein J. Alexander Baumann erneut an die Front zu schicken. Der verkehrsaaffine kalte Krieger mit den immer schicken Poschettli hatte sich 2006 (erfolglos) mit der originellen Motion «Vermummungsverbot für Blechpolizisten» in Bundesbern profiliert. Die gefiel auch dem rechten Verein «Sicherheit für alle» von «Schweizerzeit»-Chefredaktor Ueli Schlüer prima.

Ist ja jetzt gar nicht so. Im Gegenteil. Aber neues Jahr, neues Spiel: Für 2015 sind unverändert 11,4 Ordnungsbussenmillionen budgetiert. Ich höre schon heute das Gezeiter, sollten sie erreicht werden.

Rolf Müller, 1967, ist Redaktor bei thurgaukultur.ch. Von 1999 bis 2011 war er Informationschef der Kantonspolizei Thurgau.

Rapperswil-Jona Nur noch Provinz

Über zwei Jahrzehnte durfte sich Rapperswil-Jona selbstbewusst in eine Reihe mit Genf, Bern oder Zürich stellen. Seit Kurzem aber befindet sich die Rosenstadt nur noch auf Augenhöhe mit Provinznestern wie Visp, Langenthal oder Weinfelden. Was ist passiert? Der beste Eishockeyklub am gesamten oberen Zürichsee ist abgestiegen. Die Rapperswil-Jona Lakers sind nur noch zweitklassig.

So what?, werden Sie sagen. Ist ja nur Sport. Was einerseits stimmt. Aber nur die halbe Wahrheit ist. Sport ist in der Schweiz zwar nicht Big, aber immerhin Business. Mit knapp 50 Angestellten und einem Umsatz von rund 12 Millionen Franken sind die Lakers ein KMU. Kein rentables allerdings. Die ungedeckten Rechnungen von 1 bis 2 Millionen Franken pro Saison hat in den letzten Jahren hauptsächlich Hans-Ueli, genannt «Jöggi», Rihs übernommen. Er scheint ein Faible für Verliererteams zu haben. Zusammen mit seinem Bruder Andy Rihs tritt er auch bei den Young Boys Bern, dem ewigen Zweiten des Schweizer Fussballs, als «Investor» – sprich Mäzen – auf. Da soll noch einer sagen, die Wirtschaft habe kein Herz für die Schwachen der Gesellschaft.

Die knapp 50 Arbeitsplätze bei den Lakers seien trotz Abstieg gesichert, sagt der Verwaltungsrat. Immerhin. Wäre ja noch schöner, wenn nach dem Frankenschock auch noch die Importfirmen Jobs abbauen. Importiert hatten die Lakers zuletzt vier Schweden, drei davon Weltmeister. Der langsame Untergang des Lakers-Dampfers war aber auch mit Hilfe von oben (geografisch gesprochen) nicht mehr zu verhindern.

Denn es ist nicht so, dass das Abdriften in die Zweitklassigkeit überraschend gekommen wäre. Bereits in den letzten sechs Saisons konnten die Lakers jeweils nur mit Ach und Krach die Liga halten. Dem Optimismus von Sportchef Harry Rogenmoser und Geschäftsführer Roger Sigg konnte das wenig anhaben. «Es wächst etwas zusammen», predigte ersterer Geduld. «Es chunt scho guet», prägte letzterer ein inzwischen geflügeltes Wort am Obersee. Wie es die beiden schafften, dem Verwaltungsrat auch die x-te Niederlage als Fast-Sieg zu verkaufen und so ihre Position zu halten, gehört zu den beeindruckenderen Leistungen der jüngeren Sportgeschichte.

Die Fans ertrugen die Tristesse lange mit erstaunlicher Fassung. Der schreibende Schweizer «Eishockeypapst» Klaus Zaugg zitierte in Zusammenhang mit den Lakers kürzlich den grossen Victor Hugo. «Melancholie ist das Vergnügen, traurig zu sein», hielt dieser fest. Aufs Eishockey übertragen könnte man sagen (analog zu Zaugg): Melancholie ist das Vergnügen, Fan der Lakers zu sein. Den treuen Fan-Seelen wäre ein bisschen Fröhlichkeit wieder mal zu gönnen. Wenn auch nur in der Provinz.

Pascal Büsser, 1984, ist Redaktor bei der «Südostschweiz». Er übernimmt mit dieser Ausgabe die Kolumne aus Rapperswil-Jona.

Schaffhausen Alternder Kuchen

Kultur hat es an sich, dass sie Grüppchen bildet, mit einem Kern, der sich immer wieder an ähnlichen Anlässen trifft. Absichtlich, unabsichtlich, aber nicht ungern. Es ist eine Binsenwahrheit, dass Kulturen durch soziale Bindungen zusammengehalten werden; das gilt für Subkulturen ebenso, vom Rollbrettler bis zur Liebhaberin der Video-Performancekunst.

Dass der Kulturkuchen in kleinen Städtchen filziger ist als in der grossen Stadt, könnte eine Behauptung von unwissenden Städterinnen sein – oder von Leuten, die in einer solchen Kleinstadt wohnen, die sie zugleich leidenschaftlich hassen. (Übrigens interessant in der Subkultur des Pop-Punk: Der Satz «I hate this fucking town» kehrt immer wieder. Der Hass auf das eigene Heimatstädtchen, häufig ein US-amerikanischer Vorort, scheint ein leidenschaftlich zelebrierter Aspekt dieser Musikrichtung zu sein. Was machen die Poppunker eigentlich, wenn sie in eine Stadt gezogen sind – oder gar hineingeboren wurden –, die sie lieben? Ich habe noch nie «I love this fucking town» in einem Songtext gehört. Vielleicht wechseln sie die Subkultur und machen Country. Taylor Swift hat nie etwas Schlechtes über ihre Heimat gesungen. Aber die wohnt ja mittlerweile auch in New York und macht Pop.)

Ob die eigene Kleinstadt nun gehasst oder geliebt wird: Ein filzig schmeckender Kulturkuchen wird noch immer gähnender Leere vorgezogen. Das zeigte sich beispielsweise am Grosseaufmarsch zum 30-Jahr-Jubiläum des Vebikus. Der Verein heisst neu «Stadthalle Vebikus Schaffhausen», hat sich ein neues Logo und laut Stadtrat Urs Hunziker ein «sanftes Facelifting» verpasst. Doch auch das (ausgesprochen kreative) Rahmenprogramm der Feier konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Verein finanziell bangen muss. Bereits die nähere Zukunft der regelmässigen Doppelausstellungen ist nicht ganz gesichert und vieles hängt von kommenden politischen Entscheiden ab.

Nicht, dass der Vebikus noch nie hätte kämpfen müssen – die Gründung 1985 geschah im Gegenteil aus einer kämpferischen Haltung. Freiheitlich denkende Kunstschaffende wollten sich Zugang verschaffen zu Institutionen und Räumen, in die sie gar mal einbrachen, um sie zu inspizieren. Von Punks besetzte Hallen wurden von Künstlern übernommen, das heutige Taptab war der erste Raum des Vebikus, anfangs wesentlich chaotischer organisiert als heute. Dies alles erfuhr man nicht aus den Reden, sondern erzählte mir mein ehemaliger Kunstlehrer, bei dem ich drei Jahre lang bildnerisches Gestalten an der Kantonsschule hatte. Nie wurden die Kämpfe angesprochen, nie betreten wir als Kunstklasse die Ausstellungen der Munotstadt.

Erst Nadja Kirschgarten, die neue Präsidentin des Vebikus-Vereins, setzt sich dafür ein, dass Kunst-Lehrpersonen der Kanti Zugang haben zur Kunsthalle. Spät genug; schliesslich sind unter anderem Kantischülerinnen und -schüler die künftigen Kunstschaffenden. Auch ein treuer Kulturkuchen altert einmal. Sorgen wir dafür, dass wir den Nachwuchs nicht vergraulen.

Anna Rosenwasser, 1990, schreibt für die «Schaffhauser Nachrichten» und das Winterthurer Kulturmagazin «Coucou».

Stimmrecht Hochdeutsch vs. Schweizerdeutsch



Das ist meine erste Kolumne. Aus diesem Grund habe ich mir gedacht, dass ich euch zuerst ein wenig über mich erzähle: Mein Name ist Yonas Gebrehiwet. Ich komme aus Dekemhare in Eritrea und bin 18 Jahre alt. Seit September 2011 lebe ich in Rheineck. Da meine Mutter schon ein Jahr vor uns hier war, konnte ich mit meinen drei Brüdern per Familiennachzug in die Schweiz kommen. Ich bin der Zweitälteste. Als ich hier ankam, war alles total neu: die Kultur, die Sprache, die Leute usw. Doch ich wollte mich so schnell wie möglich integrieren und die fremde Sprache beherrschen.

Vor dreieinhalb Jahren habe ich mit der Schule angefangen. Ich wurde in die zweite Oberstufe eingeteilt. Dass ich direkt in die Oberstufe gehen konnte, half mir sehr und ich konnte meine Sprachkenntnisse seither deutlich verbessern. Im Oktober 2012, genau 13 Monate nach meiner Ankunft in der Schweiz, bekam ich meine Lehrstelle bei der Firma Sefar in Thal. Dort mache ich eine Ausbildung als Textiltechnologe mit der Fachrichtung Mechatronik. Jetzt bin ich im zweiten Lehrjahr. Immer mittwochs fahre ich nach Zürich in die Gewerbeschule. Ich mag meine Arbeit und bin mit meinen Schulleistungen sehr zufrieden.

Am Anfang ging es aber nicht so einfach mit der Sprache. Den Grund dafür habe ich erst nach ein paar Monaten herausgefunden: Es war das Schweizerdeutsch. In der Schule lernte ich Hochdeutsch, aber draussen redeten die Leute anders. Wenn die Schüler miteinander geredet haben, habe ich sogar immer extra auf Wörter gewartet, die ich in der Schule gelernt habe. Ich wollte mir alles genau anhören, um zu sehen, was ich schon alles kann. Aber leider waren mir viele Wörter unbekannt, weil die Schüler alle Schweizerdeutsch geredet haben. Aus diesem Grund dachte ich damals, dass ich nur sehr kleine Fortschritte gemacht habe, obwohl es gar nicht so war.

Heute verstehe ich das Schweizerdeutsch schon viel besser. Ich versuche, mit meinen Kollegen so gut es geht im Schweizer Dialekt zu sprechen. Und ich schreibe mittlerweile sogar schweizerdeutsche SMS.

Yonas Gebrehiwet, 1996, ist im September 2011 aus Eritrea in die Schweiz gekommen. Derzeit macht er eine Ausbildung zum Textiltechnologe.

Willkommen bei Saiten!